

WIENERIN DOSSIER

# ZUSAMMEN ist man mehr getrennt

STADTGESPRÄCHE. Weltoffen und multikulti – so will sich Wien gerne sehen. Aber leben wir wirklich miteinander oder eher nebeneinander? Und wie könnte eine Stadt für alle aussehen?

TEXT Ljubiša Buzić FOTOS Niko Havranek

Es ist ein Donnerstagvormittag in Wien-Josefstadt. Die 2er-Straßenbahn rattert über die Gleise am *Café Hummel* vorbei, wo gut gekleidete Menschen ihren Morgenkaffee trinken. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sieht man ein veganes Burgerlokal, ein bisschen weiter unten einen Naturkosmetikladen und ein Geschäft mit Designeruhren. Noch mehr hübsche Cafés. Bürgerliche Idylle. Nur wenige Meter weiter oben steht man schon mitten im dröhnenden Straßenverkehr des Gürtels. Und oberhalb davon beginnt der 16. Bezirk: Brunnenmarkt, Thaliastraße. Auch hier gibt es viele kleine Geschäfte, aber die sind ein bisschen anders als im Achten – türkische Brautmode, Döner, Börek. Ein Gewusel an unterschiedlichsten Sprachen. „Konträrer könnten Josefstädter Straße und Thaliastraße nicht sein“, findet ▶

Delna Antia. Sie ist Chefredakteurin des Wiener Stadtmagazins *Biber* – eines Magazins von und für „neue Österreicher“, wie es in der Selbstbeschreibung heißt.

Wir machen gerade einen Spaziergang vom bürgerlichen Herzen der Josefstadt nach Ottakring, einem richtigen Arbeiter- und Einwandererbezirk. Dabei unterhalten wir uns über das Zusammenleben in der Stadt. Es wird ein sehr offenes Gespräch zwischen zwei Menschen, die beide Migrationshintergrund haben, die beide Wien aus mehreren Perspektiven kennengelernt haben. Es wird auch ein Gespräch, das mit den ÖsterreicherInnen durchaus hart ins Gericht geht. Von der Integrationspolitik bis zur Scheinheiligkeit vermeintlich liberaler GroßstädterInnen und der Exotisierung von MigrantInnen. Delna, die deutsch-parsische Wurzeln hat, wird auch erzählen, warum sie sich in Wien zum ersten Mal in ihrem Leben als Außenseiterin gefühlt hat und was das mit der speziellen Mentalität der WienerInnen zu tun hat.

**ERKLÄR MIR WIEN.** „Im Achten hast du das schöne Leben, im 16. das echte“, sagt Delna mit einem Augenzwinkern, als wir uns in der Josefstadt treffen. Sie muss es wissen, hat sie doch in beiden Bezirken bereits gewohnt. Geboren ist sie in Oberhausen und aufgewachsen im Raum Düsseldorf, der Vater ist Parse aus Bombay, die

Mutter Deutsche. Selbst fühlt sie sich nicht selten als migrantische „Mogelpackung“ – eher im bürgerlichen Umfeld groß geworden, fügt sie sich nicht so ganz in die „Mit Scharf“-Klischees, die man beim Namen *Biber*-Magazin vielleicht erwartet. „Du probierst so, diesem Bild des MigrantIn zu entsprechen, damit du in diese Exotisierung passt“, sagt Delna. „Ich sehe halt ausländisch aus, bin aber nicht zweisprachig aufgewachsen. Ich habe persische Wurzeln, war aber nie im Iran.“ Das kann ich selbst gut nachvollziehen: Als gebürtiger Bosnier, der in Wien aufgewachsen ist – und heute bei einem Frauenmagazin arbeitet –, entspreche ich auch nicht unbedingt dem Klischee des „Balkan-Machos“.

In Wien habe sie sich übrigens zum ersten Mal als Fremde gefühlt, erzählt Delna, während unser Fotograf sie vor einem Antiquitätenladen fotografiert. „Vielleicht ist dieses ‚Nebeneinander‘ auch etwas Österreichisches. Bei meinen österreichischen Freundinnen fand ich es immer befremdlich, dass Freundeskreise strikt getrennt wurden: ‚Heute treffe ich mich mit den Freunden von der Arbeit!‘, oder ‚Nur mit der Familie!‘. Oft habe ich mir gewünscht, mehr dazu eingeladen zu werden.“

**BEGEGNUNGSZONE.** Wir überqueren den Gürtel und sind in einer anderen Welt. Statt Naturkosmetik und veganem Eis gibt es hier Döner und türkische Friseure. Ist das nun die viel zitierte Parallelgesellschaft? „Natürlich gibt es die auch“, sagt Delna. „Aber ich finde es schade, wenn es so wirkt, als ob jeder Migrant in einer Parallelgesellschaft lebt, obwohl die Mehrheit integriert ist.“

Der Begriff Parallelgesellschaft ist in Österreich schon seit Jahrzehnten ein Politikum. Sich als BürgerIn eines Einwanderungslandes zu sehen fällt hierzulande vielen noch schwer. Dabei hat laut *Österreichischem Integrationsfonds* knapp die Hälfte der WienerInnen Migrationshintergrund (43,9 Prozent im Jahr 2017), österreichweit sind es 22,8 Prozent. „Ich finde es schockierend, wie viele Wienerinnen und Wiener nicht wählen dürfen“, sagt Delna – unser Treffen findet kurz vor der Wien-Wahl statt.

Das österreichische Staatsbürgerschaftsgesetz sei nicht nur demokratiepolitisch ein Problem. Es Sorge gerade bei MigrantInnen zweiter und dritter Generation dafür, dass oft auch emotional ein Nebeneinander bleibe, findet die Journalistin. Doppelstaatsbürgerschaft sei vonseiten der Politik ebenso wenig toleriert wie Zweisprachigkeit. „Ich halte es für absurd, dass man Kindern in der Schule ihre Heimatsprache verbietet. Und auch, dass Kinder der zweiten und dritten Generation nicht automatisch die österreichische Staatsbürgerschaft bekommen“, sagt Delna. „Das schafft künstliche Verfremdung.“

Dieser Punkt unterscheide die österreichische von der deutschen Integrationspolitik. „In Deutschland, wo die Doppelstaatsbürgerschaft üblich ist, ist es normal und cool, sich etwa als Deutschtürke zu bezeichnen. Da kannst du beides sein.“ In Österreich wird von Zuwan-



„Ich halte es für absurd, Kindern in der Schule die eigene Heimatsprache zu verbieten.“

DELNA ANTIA, BIBER-CHEFREDAKTEURIN

## Mischkultur

„Bei uns sitzen mein Parsi-Vater und meine Mutter aus dem Ruhrgebiet bei der Mutter von meinem Mann und wir feiern Ostern serbisch-orthodox. Und das finde ich toll.“ Für Delna Antia ein Rezept für ein Miteinander.



derInnen eher erwartet, sich zu entscheiden: Entweder oder. Und die hier geborenen MigrantInnen fühlen sich dann oft zu keinem von beiden richtig zugehörig. „Es ist dann oft dieses ‚Ich bin weder das eine noch das andere‘“, sagt Delna.

**JETZT ABER MIT SCHARF.** Wir sind mittlerweile fast am Ende unseres Spaziergangs angelangt und machen eine Runde über den Yppenplatz. In der Mitte des Platzes gibt es Hipsterlokale – sehr lifestyle, sehr urban. Vom Rand her hört man den Lärm eines Basketballkäfigs. „Und? Trennt es sich hier auch?“, fragt Delna. Ich denke nach. Unser Fotograf Niko bringt sich jetzt auch ins Gespräch ein. Als gebürtiger Österreicher wohnt er am Yppenplatz und kann die Frage besser beantworten als wir beide. „Hier sitzen am Abend die Familien, aber auch Leute wie ich“, sagt er mit Blick auf den Spielplatz. „Aber natürlich, da drüben“ – er zeigt in Richtung der Hipsterlokale – „sitzen dann keine türkischen Familien.“

„Man muss auch schauen: Wer ist es, der hin- und herwechselt?“, knüpft Delna an. „Jemand aus dem Achten ist hier willkommen. Aber man denkt sich schon: Wie ist das eigentlich, wenn die Brunnenmarkt-Standbesitzer rübergehen und Kaffee trinken oder einkaufen?“

Ottakring ist in den letzten Jahren ziemlich hip geworden – gerade bei einer Schicht, die sich als liberal und weltoffen sieht. „Wie weltoffen ist es denn, wenn man die Vielfalt im Sechzehnten lobt, selbst aber doch lieber im Achten wohnt und die Kinder auf eine Schule mit möglichst niedrigem Ausländeranteil schickt?“, frage ich. „Das ist dieses ‚Wasser predigen, Wein trinken‘“, sagt Delna: „Auf der einen Seite ist man total für Flüchtlinge und für eine grüne Welt. Dann aber habe ich Freunde, die gleichzeitig stolz darauf sind, dass in ihrem Wohnhaus nur Akademiker leben. Das ist wie Männer, die sagen, sie seien Feministen, und dann frage ich: ‚Wie ist das zu Hause mit der Arbeit?‘ Und es kommt: ‚Ja, also ich bin meiner Frau sehr dankbar, dass sie darauf verzichtet, arbeiten zu gehen.‘ Das ist extrem scheinheilig.“

Zum Schluss landen wir in einem der hippen Lokale am Yppenplatz bei Ingwerlimonade. Wir sind eben doch migrantische „Mogelpackungen“. Oder einfach gut integriert. Was bedeutet echtes Miteinander für Delna? Die Antwort ist sehr persönlich: „Ich bin selbst das Produkt einer Vermischung. Bei uns sitzen dann mein Parsi-Vater und meine Mutter aus dem Ruhrgebiet bei der Mutter von meinem Mann und wir feiern Ostern serbisch-orthodox. Und das finde ich toll.“

# FRAUEN- BEWEGUNG

RÄUME EROBERN. Städte wurden und werden meist von Männern geplant und gestaltet. Wie viel Platz haben Frauen darin? Und wie könnte eine geschlechtergerechte Zukunft aussehen?

INTERVIEW *Ljubiša Buzić*

**E**va Kail ist eine echte Pionierin. Bereits vor drei Jahrzehnten hat sie begonnen, geschlechtergerechte Konzepte in die Wiener Stadtentwicklung einzubringen – und mit dafür gesorgt, dass Wien hier international als Vorreiter gilt. Wir trafen die Stadtplanerin im Sonnwendviertel, wo sie an der Gestaltung eines der Wohnblöcke beteiligt war.

— **Frau Kail, was kann man sich unter frauengerechter Stadtplanung vorstellen?**

**Eva Kail:** Der Fokus liegt darauf, Stadträume für die Bedürfnisse von Frauen zu schaffen. Es gibt Gruppen – sozusagen die Workaholics –, die in der Früh aus dem Haus gehen, spät wiederkommen und am Wochenende Wochenendtrips machen. Denen ist die Qualität ihres Wohnumfelds ganz egal. Aber ich habe selbst gemerkt, als ich Kinder gekriegt habe, dass ich dann jeden Baum und jeden Grashalm gekannt habe.

— **Wie plant man denn konkret frauenfreundlich?**

Indem ich etwa schaue, dass ich logische Wegeketten erzeuge – der Weg zum öffentlichen Verkehrsmittel, zu den Geschäften, zu den Lokalen, Kindergärten, Schulen. Das schafft Belebung in den Vierteln. Zu Fuß zu gehen und öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen ist statistisch gesehen weiblich, Radfahren und Autofahren sind männlich. Und wenn ich verkehrsberuhigte Viertel plane, reduziert das auch die Begleitwege. Das heißt, dass

„Verkehrsberuhigte Viertel reduzieren die Begleitwege bei Kindern. Das reduziert auch die Elternarbeit.“

EVA KAIL, STADTENTWICKLERIN  
IN WIEN



## Rosa Gehwege

Solche zu planen hatten ihr Kritiker vorgeworfen, als Eva Kail Anfang der 1990er-Jahre in Sachen frauengerechter Stadtplanung in Wien aktiv wurde. Heute wird ihre Arbeit international beachtet.

Kinder autonomer unterwegs sind – und das reduziert auch die Elternarbeit.

— **Woran erkennen Sie eine frauengerechte Stadt?**

Ich würde es ein bisschen weiter fassen: Wie erkennt man, wie sozial sensibel eine Stadt ist? Beispiel: Parks und Spielplätze. In Wien sind ja diese „Metallkäfige“ bekannt. Wenn es da Platzmangel gibt, dann herrscht das Recht des Stärkeren. Die jungen Männer hauen die jüngeren Buben aus dem Ballkäfig, und alle sind sich einig: Die Mädchen haben dort nix verloren. Aber wir haben durch Untersuchungen herausgefunden, dass Mädchen auch gern Fußball spielen, wenn man die Ballkäfige offener gestaltet. Wir haben ein geschlechtssensibles Modell entwickelt. Da gibt es dann mehrere Spielfelder, wo sich mehrere Gruppen aufhalten. Je vielfältiger und kleinteiliger Angebote sind, desto höher ist die Chance, dass auch zurückhaltendere Gruppen ihren Platz finden.

— **Der Bruno-Kreisky-Park in Wien-Margareten gilt ja als „Mädchenpark“. Was macht ihn dazu?**

Es gibt ja so quasi „Zwangswegen“ – beim Bruno-Kreisky-Park habe ich einen Ausgang von der U-Bahn-Station und ich muss quer durch den Park, wenn ich in den Fünften will. Diesen Weg haben wir uns bei der Umgestaltung angeschaut. Der war vorher so geschwungen – und den will ich gerade gehen. Und ich will eine gescheite Beleuchtung und keine Büsche daneben. Es gibt verschiedene Angebote für Aktivitäten, etwa eine Ballspielmulde für sanftere Ballspiele, und diese Holzpodeste, die wir „An eignungsinseln“ genannt haben. Und ein WC – so banal das klingt, das ist einfach wichtige Infrastruktur.

— **In der Seestadt sind die meisten Straßen nach bekannten Frauen benannt. Frauenpolitisch sinnvoll?**

Ich glaube, dass diese symbolische Ebene wirklich wichtig ist. Das ist vielleicht unterhalb der bewussten Wahrnehmung – aber wenn ich in einer Stadt bin, wo alle personenbezogenen Straßen nach Männern benannt sind, dann sendet das einfach Botschaften aus.

# WEM GEHÖRT DIE STADT?

**FREIRÄUME.** Öffentlicher Raum muss ohne Kosten und ohne Diskriminierungen jederzeit und allen zugänglich sein. Der Lockdown hat gezeigt, wie begrenzt er ist und dass er mehr denn je verteidigt werden muss.

TEXT *Andrea Burchhart*



**G**enau hier sollten wir uns hersetzen und mitgebrachte Getränke und Speisen konsumieren“, erklärt Gabu Heindl. „Das ist nämlich unser gutes Recht – ein Teil dieser Fläche darf von allen, ohne hier etwas kaufen zu müssen, genutzt werden.“ Wir treffen die Architektin und Stadtplanerin am Donaukanal und spazieren am Lokal *Blumenwiese* vorbei. Der Betreiber sorgte 2015 mit seinen Plänen für großen Aufruhr und die Gründung der Bürgerinitiative *Donaucanale für alle*. „Auf der Donaukanalwiese sollte ein Lokal mit bis zu 800 Sitzplätzen errichtet werden. Schnell war klar, dass wir aktiv werden müssen, wollen wir die unwiederbringliche Zerstörung von natürlichem Erholungsraum verhindern. Wir haben innerhalb von nur vier Wochen 2.000 Unterschriften gegen das Projekt gesammelt und eingereicht“, erinnern sich die Initiatoren Marlene Reisinger und Matthias Heckmann. Dass jener Gastronom nun ohne Ausschreibung einen 20-Jahre-Pachtvertrag an anderer Stelle des Donaukanals bekommen habe, sei der nächste Skandal und ein Grund mehr, den Finger immer wieder in die Wunde zu legen: „Wir müssen darauf achten, dass sich nicht ein Pop-up-Container hier, ein Gastgarten dort nach und nach den verbliebenen konsumfreien Raum aneignen. Es gibt konkrete Leitlinien und es kann nicht sein, dass diese aufgrund wirtschaft-

„Corona hat deutlich gemacht: Kollektive Nutzung muss verteidigt werden!“

GABU HEINDL

licher Interessen einzelner Personen ignoriert werden“, pochen Reisinger und Heckmann auf die Einhaltung.

**FREIRAUM.** Masterminds dieses Nutzungsplans und des Infrastrukturkonzepts, der *Donaukanal Partitur*, sind Gabu Heindl und Susan Kraupp. „Der öffentliche Raum darf und soll belebt und bespielt werden: kurzfristig, temporär und mit wechselndem Angebot. Jeder, der eine gute Idee hat, sollte die Möglichkeit haben, hier etwas zu unternehmen. Wenn sich potente Investoren mit 20-Jahres-Verträgen fixe Lokale bauen, wird der Raum monopolisiert und ist nicht mehr nutzungs offen“, sagt Heindl. Menschen brauchen Raum für Erholung und die Möglichkeit nicht kommerzieller Freizeitgestaltung, sei es ein Picknick, Sport oder einfach ein Sitzbankerl.

Die Lockdown-Zeit hat gezeigt, wer die besseren Erholungsmöglichkeiten hat und wie ungerecht die Verteilung der Ressourcen ist. Viele Familien leben teilweise in beengten, geradezu gesundheitsschädlichen Wohnungen ▶

## Platz da!

Marlene Reisinger und Matthias Heckmann haben die Initiative *Donaucanale für alle* gegründet. Der Donaukanal müsse sich – etwa an eine Pandemie – laufend anpassen, sagen sie.





## „Ein Mega-Gastropjekt statt Donaukanalwiese? Wir mussten das verhindern!“

MARLENE REISINGER UND MATTHIAS HECKMANN

und müssen viel Zeit im öffentlichen Raum verbringen. „Wir haben gesehen, dass es Freiraum braucht. Die Leute haben sich getroffen, selbst was mitgebracht und es genossen, einfach draußen zu sein“, so Reisinger. „Was Corona aber auch ganz deutlich gemacht hat, ist, dass wir um die kollektive Nutzung des öffentlichen Raums in der Stadt kämpfen müssen. Wie kommt es eigentlich, dass jemand die Macht hat, unsere Gärten zuzusperren?“, fragt Heindl. Kollektive Räume müssen ohne Kosten und ohne Diskriminierungen jederzeit und für Nutzungen verschiedenster Art zugänglich sein. „Wir brauchen eine gerechtere Verteilung von öffentlichem Raum“, sagt auch Barbara Laa. Die Wissenschaftlerin forscht an der *TU Wien* und engagiert sich privat bei der Bürgerinitiative *#platzfürwien*, die sich für eine klimagerechte, kinderfreundliche und verkehrssichere Stadt einsetzt. „Pa-

ris ist derzeit ein gutes Beispiel für mutige und visionäre Stadtplanung. Die Bürgermeisterin ist den Ausbau der Radinfrastruktur beherzt angegangen und hat gleich mal 60.000 Parkplätze umgewidmet. Ich glaube, viele Menschen tun sich schwer mit Veränderungen und können sich zunächst mal gar nicht vorstellen, wie es besser werden könnte“, so Laa. Dazu komme das Phänomen der „schweigenden Masse“: „Wenn ein Parkplatz wekommt, dann trifft das ein paar wenige Autobesitzer. Wenn anstelle dieses einen Platzes der Gehsteig breiter und die gesamte Straße verkehrsberuhigter wird, hat das einen Effekt auf viele Hundert Menschen, die davor ihr Recht auf diesen Platz gar nicht erkannt haben.“ *#platzfürwien* wurde auch deshalb gegründet, um Bewusstsein dafür zu stiften, dass Menschen ihr direktes Lebensumfeld mitbestimmen dürfen, ja müssen. Drei Kräfte sind es, die eine solidarische Stadt braucht: die Politik, die Planung und die Zivilgesellschaft beziehungsweise „Popular Agency“, wie Gabu Heindl sie in ihrem aktuellen Buch beschreibt. Stadtplanung sei im Grunde nichts anderes als die Vertretung der Öffentlichkeit. „Bestehende Natur- und Freiräume müssen vor Kommerzialisierung geschützt werden. Einen 100 Jahre alten Baum zu fällen, weil jemand glaubt, hier ein Geschäft machen zu müssen, ist verrückt“, meint Matthias Heckmann. Auch das Argument, die Leute würden sich um das Gemeingut weniger scheren, lässt der Aktivist nicht gelten. „Es ist natürlich ärgerlich, wenn Leute den Müll nicht entsorgen, aber das kann kein Grund sein, uns allen den Platz wegzunehmen.“

**VERANTWORTUNG.** Stadtplanerin Gabu Heindl nimmt hier alle in die Pflicht: „Für den kollektiven Raum müssen wir Verantwortung einfordern und erkennen, dass wir ihn immer miteinander nutzen – wenn auch nicht gleichzeitig. Den Müll, den wir zurücklassen, werfen wir immer anderen vor die Füße.“ Es braucht aber auch die Infrastruktur wie Müllcontainer, öffentliche Toiletten, Sitzmöglichkeiten etc., die eine Stadt bereitstellen muss. Barbara Laa: „Es gibt vieles, was in Wien schon super funktioniert, aber das ist ja kein Grund, es nicht noch besser, noch lebenswerter, sicherer und schöner haben zu wollen. Wir haben 18 Forderungen formuliert und freuen uns schon über mehr als 40.000 Unterstützerinnen und Unterstützer. Wenn nur eine Idee, nämlich die Schaffung von 100 verkehrsberuhigten Wohngebieten mit Freiflächen zur gemeinsamen Nutzung, umgesetzt werden kann, ist das schon fantastisch.“

### Buchtipp

Gabu Heindl: *Stadtkonflikte: Radikale Demokratie in Architektur und Stadtplanung* (Mandelbaum Verlag, € 20,-).